**Zeitschrift:** Curaviva : Fachzeitschrift

**Herausgeber:** Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

**Band:** 79 (2008)

**Heft:** 10

**Artikel:** Die Altersheim-Neuzuzügerin : Ida Thines möchte sich wieder richtig zuhause fühlen

**Autor:** Thines-Maestri, Ida / Steiner, Barbara

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-803676

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Die Altersheim-Neuzuzügerin

# Ida Thines möchte sich wieder richtig zuhause fühlen

*Ida Thines-Maestri, 88, ist nach einem Spitalaufenthalt nicht mehr in ihre Wohnung zurückgekehrt, sondern hat ein Zimmer im Gästehaus des Zürcher Altersheims Mittelleimbach bezogen. Sie hat sich damit abgefunden, künftig im Heim zu leben, hofft aber, bald in eine Einrichtung im vertrauten Quartier wechseln zu können.*

Blumen und Karten zeugen im Zimmer von Ida Thines – sie wollte nicht fotografiert werden – von der Verbundenheit mit den Angehörigen. Foto: bas

"Seit gut fünf Wochen wohne ich nun bereits hier im Gästehaus des Altersheims Mittelleimbach in Zürich. In zwei Wochen werde ich in den neunten Stock des Altersheims Mittelleimbach, meinem Heim auf Zeit, zügeln. Meine Angehörigen sind daran, mir das Zimmer einzurichten. Allzu viel will ich aus meiner Wohnung nicht mitnehmen, ich habe es nicht gern, wenn alles überstellt ist. Manche Möbel wie beispielsweise das Buffet brauche ich ja auch nicht mehr. Wichtig ist mir, dass Teppiche auf den Parkettboden im Zimmer kommen. Dieser Boden sieht gut aus, aber von der Sicherheit her ist er wegen des Ausrutschens nicht optimal. Die Teppiche werden am Boden festgeklebt, damit ich nicht stolpere. Meine Sehkraft hat sich wegen einer nicht operierbaren Augenkrankheit in letzter Zeit massiv verschlechtert. Ich führe dies zum Teil auf die Medikamente zurück, die ich jetzt nehmen muss. Das ist etwas Ungewohntes für mich. Ich war selten krank in meinem Leben und habe nie Medikamente genommen, ausser vielleicht ab und zu eine Schmerztablette. Es war für mich sehr einschneidend, als ich dann ganz plötzlich wegen Herzproblemen ins Spital musste. Aber es ist halt so: Auch wenn man sich gut fühlt, haben die Organe ihr Alter. Sie haben in den letzten 88 Jahren viel geleistet.

Aufgewachsen bin ich zusammen mit sieben jüngeren Geschwistern im Tessin, in Olivone im Bleniotal. Meine Eltern führten einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb mit Kühen, Schafen, Schweinen, Enten und weiteren Tieren, daneben bauten wir unter anderem Kartoffeln an. Ich hatte eine sehr schöne Kinder- und Jugendzeit,

obschon wir Kinder natürlich immer mit anpacken mussten. Oft kommt mir in den Sinn, wie speziell die Stimmung jeweils war, wenn die Schafe und die Kühe im Spätsommer von der Alp zurückkehrten. Die Kühe haben jeweils Luftsprünge gemacht vor lauter Freude über die Rückkehr. Die schönsten Erinnerungen verbinde ich mit den Waschtagen. So zirka alle drei Monate erhitzten wir in einem riesigen Kupferkessel über einer Feuerstelle Wasser und kochten darin die Wäsche, die sich angesammelt hatte. Später liessen wir sie an den Wäscheleinen, die wir zwischen den Nussbäumen gespannt hatten, trocknen. Weil wir so gutes Wasser hatten, war sie immer wunderschön weiss. Als Belohnung für den Einsatz gab es an den Waschtagen immer etwas Feines zu essen, Kaninchen mit Polenta zum Beispiel oder ein Stück Schweinswurst. Auch an die Schule denke ich gerne zurück. Wir hatten sehr gute Lehrer; die Behauptung, in den Tessiner Tälern hätten die Kinder weder lesen noch schreiben gelernt, stimmt überhaupt nicht. Ich wäre sehr gerne Krankenschwester geworden, aber meine Eltern konnten mir keine Ausbildung finanzieren. Der Kosten wegen musste ich auch daheim bleiben, als meine Klasse einmal eine Reise nach Zürich machte. Ich nahm mir damals vor, diese Stadt dann halt später einmal kennen zu lernen. Im kleinen Grotto, das auch noch zu unserem Betrieb gehörte, waren oft Soldaten aus der Deutschschweiz zu Gast, und ich merkte, dass mir die deutsche Sprache gefällt. Mit 18 nahm ich dann eine Stelle an in einem Zürcher Professorenhaushalt. Der Hausherr legte grossen Wert darauf, dass ich mir ein gepflegtes Hochdeutsch aneigne, und er ermöglichte mir auch den Besuch der Gewerbeschule. Ich habe sehr viel gelernt in dieser Zeit. Später arbeitete ich in Zürich in einer Pension für Studenten. Manche von ihnen kamen aus dem Ausland oder aus dem Tessin, und es wurde meist Hochdeutsch gesprochen, damit alle einander verstanden. Ich verfolgte die Diskussionen jeweils mit grossem Interesse. Der Professor hat immer gesagt, eine Sprache lerne man durch Lesen und Zuhören, nicht mit dem Bleistift. Erst nach meiner Heirat begann ich dann, Mundart zu sprechen. Ich wollte es nicht länger hinnehmen, dass mich ein Kollege meines Mannes wegen meines ‹Schwabendeutschs› verspottete. Mundart zu lernen, war viel schwieriger als Hochdeutsch.

Die vergangenen 63 Jahre wohnte ich immer an der Scheuchzerstrasse im Zürcher Milchbuckquartier, zuerst in der Nummer 122, dann im Haus 196. Als mein Mann und ich heirateten, war ich 20, er 32. Ein Jahr nach der Hochzeit kam unsere Tochter zur Welt, später folgte noch ein Sohn. Ich musste nie auswärts arbeiten gehen und konnte mich voll und ganz der Familie und dem Haushalt widmen. Mein Mann sagte immer, er wolle keine schlecht gelaunte Frau antreffen, wenn er abends heimkehre. Er war Buchhalter und kam lange Zeit auch über den Mittag nach Hause, bis dann sein Arbeitsort verlegt wurde. Ich habe gerne genäht, bin regelmässig ins Turnen gegangen und habe regelmässig in der Kirche Aufgaben übernommen. Eigentliche Hobbys hatte ich keine. Gemeinsam mit meinem Mann habe ich gerne lange Spaziergänge unternommen, und auch später achtete ich auf ausreichend Bewegung. Mein Mann ist leider bereits vor 18 Jahren gestorben. Auch meine nach Kanada ausgewanderte Schwester und zwei meiner Brüder sind bereits tot. Einer erlitt wenige Jahre nach seiner Rückkehr ins Bleniotal auf der Jagd einen Herzinfarkt, der andere wurde krank, weil er beruflich mit Asbest zu tun hatte. Mir als Ältester geht es ja abgesehen von den Augen an sich noch gut. Das Schicksal liegt halt einfach nicht in unserer Hand.

Dass ich hier den ganzen Tag einfach rumsitzen muss und nichts mehr selber tun kann, empfinde ich als grösste Einschränkung im Zusammenhang mit dem Umzug. Ich kann es nicht geniessen, dass mir das Essen einfach serviert wird, es gibt mir keine Befriedigung. Es ist für mich ein grosser Verlust, dass ich meine Familie nicht mehr bekochen kann. Ich habe vier Grosskinder und acht Urgrosskinder und bin bekannt für meine Spaghetti und meinen Kartoffelsalat. Aber ich muss mich damit abfinden, dass es einfach nicht mehr anders geht. Meine Kinder haben mich nie zu einem Heimeintritt gedrängt, im Gegenteil, sie hätten sich gefreut, wenn ich mit Unterstützung von Spitex und Mahlzeitendienst daheim hätte weiterleben können. Ich fühle mich aber nicht mehr sicher genug und will weder den Nachbarn noch sonst jemandem zur Last fallen. Der Gedanke daran, dass ich nachts hinfallen könnte und mich meine Kinder dann irgendwann tot am Boden liegend finden würden, hat mich nicht mehr losgelassen. Ich musste auf mich selber hören, und eine innere Stimme hat mir gesagt, dass es an der Zeit ist, ins Heim zu wechseln, zum meinen Wohle und zu jenem meiner Kinder. Nachdem ich im Spital den Entschluss zum Heimeintritt gefasst hatte, bin ich nicht mehr in die Wohnung gegangen. Das hätte mich zu sehr geschmerzt. Nun hoffe ich, dass bald ein Platz frei wird im Altersheim im Milchbuck-Quartier, wo ich auf der Warteliste bin. Dann wäre es für alte Bekannte einfacher, mich zu besuchen, und ich könnte auch wieder in die Kirche gehen. Ich möchte mich wieder irgendwo so richtig zu Hause fühlen, und das ist dort wohl einfacher als hier, wo ich niemanden kenne. Am meisten wünsche ich mir, dass ich wieder besser sehen kann. Dann wäre es einfacher für mich, im Altersheim mit dem Lift zu fahren und den Esstisch zu finden.

Aufgezeichnet von Barbara Steiner